

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 120 (1994)
Heft: 5

Artikel: Auch die Sprache ist der Mode unterworfen : macht es bei Ihnen auch Sinn?
Autor: Wiesner, Heinrich / Felix [Puntari, Sreko]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-599178>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

S tets gibt es Leute, die kleiden sich nach der letzten Mode. Stets gibt es Journalisten, die schreiben nach der letzten Wortmode, und die Politiker stehen ihnen nicht nach. Irgendeiner findet da einen Ausdruck und bringt ihn in seinem nächsten Artikel ein. Toll, was der wieder kreiert hat, denken andere Journalisten, und schon grassiert der Ausdruck im Blätterwald, ohne dass der Leser zunächst weiss, was damit gemeint ist.

Seit langem hält sich der Ausdruck *Joint-venture*, dem Exotisches anhaftet, weil bisher kein Journalist bereit war, ihn auszu-deutschen. Der Leser kommt

sich einmal mehr verschaukelt vor. Da hilft kein Duden (Wie viele Leser besitzen einen?). Weder der «Langenscheidt» noch das «Wörterbuch für Publizistik». Versuchen wir also, den Begriff zu erklären: Joint hat mit Marihuanaräuchen zu tun, *Joint-venture* mit Geschäft. Aber womit genau? Sind es zwei Geschäftspartner, die zusammen-spannen? Dann hiesse das doch Fusion. Auch falsch: Der Ame-

rikanismus bedeutet schlicht Gründung eines Gemeinschaftsunternehmens, wobei der Partner oft im Ausland sitzt.

Oder erinnern Sie sich noch an die *Subsidiarität*? Das Wort stand vor der EWR-Abstimmung hoch im Kurs, als die Schweiz *europakompatibel* (europafähig) werden wollte bzw. sollte. Jeder Politiker – bis hinunter zum kommunalen – benutzte es und kam sich einge-

weicht vor (Ach, wie gut, dass niemand weiss...). Auch der Schriftsteller Otto F. Walter geschreckte nicht vor ihm zurück. Er räumte zwar ein: «Gewiss, ein schwieriges Wort». Aber erklären? Mochte auch er es nicht. Kürzlich tauchte es erneut in den Zeitungen auf: «Bundesrat Corti sprach über Subsidiarität – Schlagwort oder Kurskorrektur?» Schon eher Schlagwort. Ich startete unter meinen Nach-

barn eine Umfrage. Keiner vermochte das Gebilde befriedigend zu definieren, selbst gestandene Doktoren nicht. Landzeitungen erklärten es ihren Lesern, weil sie wissen, was sie ihren Lesern schuldig sind.

S o las ich in einer Baselsbieter Zeitung: «Die Schweiz muss mit so viel Autonomie wie nur möglich ausgestattet sein und an Brüssel gegebenenfalls nur so viel delegieren, was sie nicht aus eigener Kraft zu bewältigen vermag».

Vereinfachend gesagt: gegen den Zentralismus gerichtete Anschauung. Nun wissen wir's. Zu spät, denn allzulange mussten wir uns von Politikern und Journalisten bescheimen lassen, wie ungebildet und uninformatiert wir im Grunde sind.

Oder dann lese ich unter «Finanzplatz Basel» den Satz: «Der Hauptgrund für das explosive Wachstum des *derivativen* Geschäfts ist unbestrittenermassen die beträchtliche *Volatilität* der Devisen- und Kapitalmärkte.» Blättere ich die Seite um, bin ich erneut *funktionaler* Analphabet. *Kontaminieren* hält sich auch schon lange im Modesektor. Ich informiere mich im Duden (Nochmals: Wer besitzt einen?). Es bedeutet ungefähr: Verunreinigung durch Abfallstoffe. Darum muss dauernd *dekontaminiert* werden. – Sie erinnern sich noch an den Ausdruck aus früheren Tagen: *Sightseeing*. Schön, ich schaue im Englisch-Diktionär nach (Nicht jeder besitzt einen). Nach dessen *Hinterfragung* bin ich klüger: Besichtigung von Schenswürdigkeiten. – Oder als *die Frage noch im Raum stand!* In jedem Sitzungszimmer steht sie gleich mehrere Male pro Besprechung *im Raum* und ist weder aufzuwerfen noch zu stellen. Das geht bei mir so weit, dass ich bei Debatten, die ohnehin nur auf Kanzleideutsch geführt werden, nur darauf warte, bis wieder eine *Frage im Raum* steht.

Dasselbe gilt neuerdings für *Level* (Niveau, Kapazität), das nun erreicht ist, womit man seine Englischkenntnisse demonstriert.

Noch immer steht die *Frage im Raum*, während die Journalisten bereits zu einem neuen Modewort übergegangen sind: *abdecken*. Bisher deckte ich mich nachts ab, wenn ich heiss hatte; deckte ich den Tisch ab, wenn ich abräumte. Auch der Sturm pflegte in meiner Jugend unser Dach mehrmals abzudecken. Mit Ziegeln, die wir stets auf Vorrat hatten, deckten wir das Dach wieder zu. Nun aber wird ein Loch, in das man fallen könnte, nicht mehr zugedeckt, sondern in völliger Umkehrung des Sinns *abgedeckt*. Der Ausdruck ist mir zwar geläufig in Verbindung mit dem Staat, der seine Schulden mit Steuergeldern *abdecken* muss. Nun greift das Modewort um sich. Infolgedessen muss ich mich nachts, wenn ich kalt habe, *abdecken*, auch wenn ich mich zudecke. – Im Jugoslawienkrieg aller gegen alle machen sich Berichterstatter ein Bild *vor Ort*, begreiflicher Weise nicht an Ort und Stelle; es wäre auch zu gefährlich. Aus dem Etymologie-Duden (Wer besitzt einen?) erfahre ich: In der Bergmannssprache der Ort, wo man den Stollen vorantreibt.

U nvergesslich der Tag, an dem mich ein Interviewer nach den *sozio-ökonomischen Hintergründen* meines Romans fragte. Ich antwortete mit der Gegenfrage, was er darunter verstehe, Worauf zunächst ein längeres Schweigen *im Raum stand* und nicht etwa herrschte. Nach einer Wortfindungsstörung vermochte er mir begreiflich zu machen, dass er damit «soziale Verhältnisse» meinte.

In meiner Jugend fanden wir es lustig, für das schlichte Wort trotzdem den Unsinnsausdruck «*nichtsdestotrotz*» zu verwenden; im Spass, versteht sich. Heute

taucht der Ausdruck allen Ernstes selbst in Romanen von Jungautoren auf und macht ein seriöses Gesicht.

Eine Weile ertrug ich es ja und hatte Verständnis dafür, dass Feministinnen schrieben: «Wo *frau* hinschaut, sieht *frau* von Männern besetzte Herrschaftsstrukturen.» *Frau* hat natürlich recht, nur vergisst *frau*, dass Mann in den meisten indogermanischen Sprachen (man oder monu) Mensch bedeutet. Und Menschen sind wir alle.

B leibt die Frage: Wie lautet das Modewort von morgen? *Vorgabe* kann es nicht heissen; das existiert schon. *Geburtlich* im Gegensatz zu sterblich auch nicht. Der Ausdruck stammt von Hanna Arendt. Hingegen äusserte sich kürzlich ein Professor am Radio: «Der Proband hatte jede Frage zu bejahen oder zu *benennen*. *Benennen*, das wär' doch was! Nein, es macht keinen *Sinn* (It doesn't make sense), sich darüber zu ärgern, denn eines nahen Tages werden unsere Wortmoden längst dem Deutschen einverleibte, Sprachnorm gewordene Ausdrücke sein, und niemand wird sich mehr daran erinnern, dass es einmal von Modeaffen übernommene Modewörter waren.

Eine Hoffnung zeichnet sich dennoch am Sprachhorizont ab: Sechs junge Frauen und Männer konnten kürzlich in Bern von der «Gesellschaft für Hochschule und Forschung» (GfH) Preise zur «Förderung der Sprachqualität wissenschaftlicher Arbeiten» entgegennehmen. «Die Sprache der Wissenschaft muss verständlich werden», forderte der GfH-Präsident Hubertus G. Tschopp. «Nicht nur sie, nicht nur sie!» doppelte ich nach. Christoph Frei, der Preisträger für gute wissenschaftliche Sprache, brachte es auf den Punkt: «Auch meine Mutter soll das Buch lesen können!»

Heinrich Wiesner

Auch die Sprache ist der Mode unthrown

Macht es beilohnen auch Sinn?



STRECKO PUNTERIC